

# Im Tal der Hoffnung

## Christen im Irak: Manche wollen weg, andere wollen bleiben

Die Situation von Christen und Jesiden im Irak ist von Stagnation geprägt, aber es gibt auch Hoffnung.

**A**no Jawhar Abdulmasih Abdoka hat buchstäblich die Finger in die Wunde der jüngsten Vergangenheit gelegt: Der neue Transport-Minister der kurdischen Regierung in Erbil hat seinen Amtseid vor wenigen Wochen auf einer halb verbrannten Bibel aus der Ninive-Ebene abgelegt. Er ist der einzige Christ im Kabinett. Mit dem Schwur auf der vom IS in der Ninive-Ebene geschändeten Bibel setzt er ein trotziges Zeichen für das Bleiben »im Land unserer Väter«, trotz Gewalt und Verfolgung.

Es gibt Anzeichen, die hoffnungsvoll stimmen: Die wirtschaftliche Situation im Irak verbessert sich nach der Zurückdrängung des »Islamischen Staats« langsam, und die kurdische Autonomieregierung setzt Zeichen, die das Miteinander verschiedener Religionen fördern sollen: Mehrere der großen christlichen Kirchen im Irak haben am Stadtrand von Erbil Baugrund erhalten, um dort neue Kirchen und Kindergärten zu bauen. Abdoka bittet darum, den Menschen hier in ihrer Heimat zu helfen: »Wir brauchen Christen und Jesiden hier«, betont er. Und er appelliert an seine Besucher aus Bayern: »Bitte nehmt sie nicht als Flüchtlinge bei euch auf!«

Nur zögerlich kehren Christen und Jesiden in die Ninive-Ebene vor den Toren Mossuls zurück. Es ist die einzige größere Region im Irak mit einer Mehrheit, die weder arabisch noch muslimisch ist. Vor der Invasion des IS im Sommer 2014 war Karakosh mit 50 000 Einwohnern die größte fast ausschließlich christlich besiedelte Stadt im Irak; weniger als die Hälfte ihrer Bewohner sind bisher zurück gekehrt.

»Unsere Sicherheit hier hängt an der Sicherheitssituation von Mossul, und die ist schlecht«, sagt der Bürgermeister. IS-Schläfer-

zellen schlagen vereinzelt zu und verunsichern die Rückkehrer. Eine neue Herausforderung stellt das Nebeneinander von Christen und Schabak dar, einer schiitischen Minderheitsgruppe, die ebenso wie ihre christlichen Nachbarn erst vor Kurzem noch Opfer der Grausamkeiten des IS war. Jetzt bedrängt man sich gegenseitig: Vor allem im bisher nahezu ausschließlich christlich besiedelten Ort Bartella würden die Schabak immer mehr Land für sich beanspruchen und die ursprüngliche Bevölkerung verdrängen. Die schiitische Miliz Hashd al Shaabi (Volksmobilisierung) ist in der Ninive-Ebene entgegen einem ursprünglichen Rückzugsplan immer noch präsent.

Auch junge Menschen nehmen diese Veränderungen schmerzlich wahr und sind freilich selbst Teil dieser Logik. Ein kaum 25-jähriger Jeside berichtet bei einem Jugendtreffen des christlichen Hilfswerks CAPNI (Christian Aid Program for Northern Iraq) von

einem Gefühl des Verlusts von Heimat, weil in seinem Heimatort Sheikhan seit wenigen Jahren nun vor allem Muslime statt Jesiden lebten. Der Anteil von Jesiden ging dort zwischen 2003 und 2019 von 83% auf 37% der Bevölkerung zurück. Eine jesidische Studentin pflichtet ihm bei und macht auf die praktischen Konsequenzen aufmerksam: »Wenn wir als Jesiden ein Restaurant in einer Stadt eröffnen, in der es kaum Jesiden gibt, dann wird niemand zu uns zum Essen kommen.«

Eine christliche Studentin bricht in Tränen aus, als sie von Diskriminierung durch die Leitung der Universität aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit berichtet. Hoch qualifizierte Absolventen der Universität bleiben aufgrund der wirtschaftlichen Situation arbeitslos. Die Spaltung der Gesellschaft durch verschiedene Zugehörigkeiten und der Wunsch nach Emigration, um bessere Chancen zu erhalten, das sind große Themen bei diesem Treffen der Jugendlichen.

Beim Thema Emigration kann Saud Musta Najm sehr emotional werden. Der junge Jeside leitet im Auftrag der kurdischen Autonomieregierung das jesidische Flüchtlingslager Kabarto 1. In diesen Augusttagen jährt sich zum fünften Mal der Genozid durch den IS an den Jesiden. »Emigration ist ein weißer Genozid«, sagt der Direktor des Lagers.

Freilich muss er eingestehen, dass die Menschen hier nach all dem Erlebten nicht zuletzt aus psychologischen Gründen nicht bereit sind, in ihre Dörfer zurückzugehen. Manche haben es versucht, sind in den Sinjar gegangen, um die Lage zu sondieren, doch sind sie nach wenigen Tagen wieder zurückgekehrt. Weitgehend zerstört, durch Minen gefährdet, ohne systematischen Plan für einen Aufbau haben sie ihre Dörfer vorgefunden und die Hoffnung verloren. Hier im Lager sind sie wenigstens sicher und notdürftig versorgt; notdürftig, weil immer mehr ihrer internationalen

■ Transport-Minister Ano Jawhar Abdulmasih Abdoka in Erbil hat seinen Amtseid auf einer halb verbrannten Bibel abgelegt. Das Kreuz im syrisch-katholischen Gemeindehaus St. Paul in Karakosh wollten die Islamisten zerstören. Das Gesicht von Paulus wurde ausgekratzt. Pfarrer Nicola von der Assyrischen Kirche in Erbil will im Irak bleiben.

Fotos: Gloël (2), Martin





Unterstützer die Notfallprogramme zurückfahren und stattdessen Aufbauprogramme fördern. Allerdings können die Lagerbewohner außerhalb auch Arbeit annehmen, falls sie eine finden.

Irfan Ortaç, der Präsident des Zentralrats der Jesiden in Deutschland, drängt darauf, trotz allem möglichst schnell möglichst viele Jesiden in das traditionelle Siedlungsgebiet des Sinjar zurückzubringen. »In vier bis fünf Jahren wird niemand mehr bereit sein, dorthin zurückzukehren; dann haben sich die Menschen anderswo niedergelassen« meint er wohl zu Recht.

»Wenn die Bedingungen so bleiben, wie sie sind, dann werden unsere Leute nicht bleiben«, sagt der junge Pfarrer Nicola in Erbil-Ankawa. Der 29-Jährige hat hier vor zwei Jahren seine erste Stelle in der Assyrischen Kirche des Ostens angetreten. Da war die prächtig gebaute Kirche in der Hauptstadt der kurdischen Autonomieregion des Irak noch keine 10 Jahre alt. Die Sonntagsgottesdienste sind mit mehreren Hundert Gläubigen gut besucht. Er ist skeptisch: »Wer die Entscheidung trifft zu gehen, schaut nicht zurück.« Er will unbedingt bleiben: »Hier sind unsere Wurzeln, hier ist der Ort, an dem ich zu dienen habe.«

Weit im Norden, mitten in den wilden Bergen Kurdistans, hat sich die Hoffnung erhalten. Über 25 Kilometer lang zieht sich das Nahla-Tal zwischen hohen zerklüfteten Bergketten entlang. Acht Dörfer, sieben von assyrischen Christen und eines von kurdischen Muslimen bewohnt, reihen sich wie Perlen an einer Kette aneinander. Grüne Felder für Reis und Sesam, Bewässerungskanäle und kleine Teiche, in denen Kinderplanschend der Sommerhitze trotzen, bestimmen das Bild.

Die Anfahrt ist mühsam. Einige Kilometer vor dem Tal endet die Asphaltstraße, und der Weg mit großen Schlaglöchern macht deutlich, dass hier nur herkommt, wer unbedingt muss. Das sind vor allem die über tausend Bewohner der Dörfer; darunter viele junge Menschen, aber auch Aschur.

Aschur geht ganz gegen den Trend und wirkt wie aus der Zeit gefallen. Nicht wegen seines Namens, der – ganz typisch für hier – die eigenen Wurzeln in der glorreichen Vergangenheit des Assyrischen Großreichs vor 2700 Jahren sucht. Vielmehr lässt die zotte-

lig-bunte Erscheinung des kaum 40-Jährigen die Flower-Power der Hippies der 1970er lebendig werden.

Nach Jahren in Griechenland und dann in London hat es ihn zurückgezogen in die alte Heimat, für die er nun etwas tun will. »Wie wäre es damit, den Tourismus anzukurbeln und hier ein Backpacker-Hostel zu eröffnen?«, fragt er. Man nimmt ihm sofort ab, dass genau das hier sein Projekt wäre.

Nun aber versammeln sich die Bürgermeister der Orte des Tals und dann eine Gruppe von 16 Jugendlichen im Gemeindehaus einer der drei Kirchen des Tals, um den Besuchern aus der bayerischen Landeskirche ihre Ideen vorzustellen und sie um Unterstützung zu bitten.

Mehr Bewässerungskanäle, um die landwirtschaftlichen Möglichkeiten besser zu nutzen, und ein Zentrum für Feste, Versammlungen und mit Räumen für Jugendgruppen stehen ganz oben auf der Agenda. Als Aschur fragt, wer in seinem Backpacker-Hostel mitarbeiten würde, heben gleich einige der Mädchen die Hand. Zwei Schwestern planen, traditionelle

assyrische Stickereien zu fertigen und zu verkaufen, einer will ein Fitnesscenter eröffnen und eine andere einen Friseursalon. All das gibt es hier noch nicht.

Für den Ausbau der Straße ins Tal ist freilich die Regierung verantwortlich; ihr Zustand hat hier fast etwas Symbolisches. Von der Regierung aber ist derzeit nicht viel zu erwarten.

Die jungen Menschen machen deutlich, dass sie ihre Talente nicht verschenken, sondern entwickeln wollen; dazu müssen sie vielleicht das Tal verlassen, doch sie sind überzeugt: Dann kommen wir zurück!

Ein junger Mann gibt der Hoffnung Ausdruck: »In den vergangenen hundert Jahren sind wir hier fünf Mal zwischen die Fronten gekommen, sind fünf Mal geflohen und haben immer wieder von vorn begonnen. Als diese Kirche in den 1990ern wiederaufgebaut wurde, waren wir hier 30 Familien – jetzt sind wir 250!« Hans-Martin Gloël

## Der Zustand der Straße zum Tal hat etwas Symbolisches

■ Rückkehrer Aschur will in Nahla den Tourismus ankurbeln und ein Backpacker-Hostel eröffnen. Die Hütten am Wasser im Nahla Valley wären ein idealer Ort dafür. Mitten in den wilden Bergen Kurdistans im Nordirak hat sich die Hoffnung erhalten. Sieben der Dörfer werden von assyrischen Christen bewohnt, eines von kurdischen Muslimen.

Fotos: Martin

■ »In den 1990ern waren wir hier 30 Familien – jetzt sind wir 250«: junge Menschen in Nahla.

Foto: Gloël

